Auszug aus: Wolfgang Ratzmann / Thomas A. Seidel (Hg.): Eine Insel im roten Meer. Erinnerungen an das Theologische Seminar Leipzig, Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig 2017 (ISBN 978-3-374-04869-4)

WILFRIED ENGEMANN

Dritter Weg – erste Wahl
Studium als Vorbereitung für die »Fahrt aufs offene Meer«

Wenn man zu erzählen versucht, was das Theologische Seminar Leipzig als Bildungsstätte ausgezeichnet hat, und wie es kam, dass Hunderte junger Männer und Frauen an dieser Institution genau das fanden, was sie brauchten, um – im Bilde gesprochen – vom Ufer abzustoßen, aufs Meer hinaus zu fahren und dabei selbständig zu navigieren, kommt man ohne einen kleinen Vorspann nicht aus. Er erzählt etwas von der glücklichen Koinzidenz von Nachfrage und Angebot – ohne deswegen von (nur) glücklichen Zeiten sprechen zu müssen. Denn das Theologische Seminar war, was immer es sonst noch gewesen sein mag, die institutionalisierte Antwort auf ein doppeltes Bildungsproblem in schwieriger Zeit: Antwort auf den Bedarf an kirchlichem Nachwuchs einerseits und – für viele, die an dieser Einrichtung (endlich) studieren konnten – Antwort auf die Suche nach einem komplexen, Raum gebenden und Neugier fördernden (Aus-)Bildungskonzept, ergänzend zu dem Angebot der Theologischen Fakultäten.

Studienvoraussetzungen besonderer Art

Mit dem nachhaltigen Gefühl, nicht satt geworden zu sein, hatte ich die »Zehnklassige Allgemeinbildende Polytechnische Oberschule« – ein Schulkonzept, das sehr früh und ziemlich ausführlich mit den praktischen Fragen der industriellen und landwirtschaftlichen Produktion vertraut machte – als 16jähriger verlassen. Dieses Hungergefühl dürfte vielen Jungen und Mädchen vertraut gewesen sein, auf deren Stundentafel von der 5. bis zur 10. Klasse unter anderem 23 Stunden Russisch, und von der 7. bis zur 10. Klasse 18 Stunden »Polytechnik« gestanden hatten. Der Unterricht dieses Fachs lief auf zehn

Stunden Produktionsarbeit in den Betrieben der Volkswirtschaft, sechs Stunden »Einführung in die sozialistische Produktion« und zwei Stunden »Technisches Zeichnen« hinaus. Zwar war »Deutsche Sprache und Literatur« mit immerhin 91 Stunden das am stärksten vertretene Fach, aber die Auswahl des dabei vermittelten Stoffes war ideologisch durchwachsen, entsprechend karg an Lebenswissen und oft genug antikirchlich oder antireligiös.

Ich habe die Unterrichtsperioden meiner Schulzeit – auch wenn sie in ihrer Bedeutung meine Kindheit und Jugend bei Weitem nicht dominierten – wie mit angezogener Handbremse zurückgelegt: Es war wenig Aussichtsreiches dabei, auf das es sich zuzubewegen oder »zuzulernen« lohnte. Es kam kein Sog zustande, wie er von Abenteuern ausgeht, von denen man natürlich *auch* gelesen hatte. Das Interesse wurde, solange man die Schulbank drückte, meist auf Gegenstände gelenkt, die keine Neugier auslösten, weil sie sie einfach nicht verdienten: Was hatte man schon begriffen, wenn man Karl Marx' fiktive Rolle in dem Kinderbuch »Mohr und die Raben von London« (Schulliteratur 6. Klasse) zu würdigen wusste?

»In der Schule gelernt« habe ich vor allem durch Personen, bei denen manchmal, eher unabsichtlich, etwas durchschien oder durchbrach, was Neugier verdiente: Eine Geschichte, die ihnen zu denken gegeben hatte, eine Erfahrung, die ihr Urteil in einer Sache verändert hatte, oft genug auch ein an Verzweiflung grenzender, erkennbarer persönlicher Protest gegen ein ideologisches, manchmal Menschenverachtung zeigendes Schulsystem. So lernte ich zum Bespiel, wie ein katholischer Lehrer, der mit christlichen Schülern sympathisierte und sich schließlich gar mit ihnen solidarisierte, plötzlich nur noch in der Grundstufe unterrichten durfte. Solche Lehrer haben mich fasziniert. Dann habe ich manchmal eine Zeitlang »für sie« gelernt und später den Triumph in ihren Gesichtern gesehen, als sie bei der Schulabschlussfeier den drei Besten der Klasse – die als einzige nicht Mitglied der »Freien Deutschen Jugend« waren – sichtlich erfreut und gerührt gratulierten.

Sehr gute Zeugnisse und aufrichtige Gratulationen hin oder her – für die Aufnahme an die »Erweiterte Oberschule« reichte das nicht,

wenn mit dem staatspolitischen Bewusstsein des betreffenden Schülers (oder seiner Eltern oder Geschwister oder Tanten und Onkel usw.) etwas nicht stimmte, wenn es also von zu viel Selbstbewusstsein affiziert war. Die Verweigerung des Zugangs zur »Erweiterten Oberschule« bedeutete jedenfalls, nicht auf direktem Wege zum Studium gelangen zu können, sondern – sofern man sich nicht für ein kirchliches Vorausbildungsprogramm wie zum Beispiel dem an der Diakonenschule Moritzburg entschloss – zunächst einen Beruf erlernen zu müssen.

Nicht, dass das Erlernen eines Handwerks oder eines Gewerbes nicht *auch* ein wünschenswerter Bildungsprozess sui generis wäre. Ich möchte die fachlichen Kenntnisse, beruflichen Eindrücke und menschlichen Erfahrungen aus meiner Bautischlerlehre keineswegs missen. Kostbare Jahre! Aber der Wagen rollt immer noch mit »angezogener Handbremse«. Und das Wissen, das man braucht, um die komplizierten Eckverbindungen für ein Kastenfenster zu zeichnen und herzustellen, ist eben doch ein anderes, als die Bildung, die man sich wünscht, um zu jeder Zeit an beliebigen Orten durch virtuelle Fenster aller Art auf die Welt blicken zu können und dabei zu erkunden, »was sie im Innersten zusammenhält«. – Dabei hat man ja schon als 16- bis 18-Jähriger manchmal den Eindruck, es ginge bereits wieder bergab, und es beschleicht einen »immer noch« das Gefühl, eigentlich gar nichts zu wissen von dem, was man wissen möchte, um *alles ganz anders* zu machen.

Das Theologische Seminar Leipzig war für angehende Studenten wie mich – in dieser Situation – das Beste, was einem bildungsbiographisch widerfahren konnte: Diese Institution eröffnete auch jungen Menschen mit einem passablen Schulzeugnis und einer erfolgreich abgeschlossenen Berufsausbildung die Möglichkeit, sich (nach bestandener Aufnahmeprüfung) anhand des Theologiestudiums auf Bildungsreise zu begeben. Man wurde dabei von Dozenten begleitet, die um das Besondere dieser Chance wussten, die die Hintergründe eines solchen Studienbeginns kannten, denen man eine solidarische Grundhaltung gegenüber den Studierenden unterstellte und mit einem großen Vertrauensvorschuss begegnete.

Im Vorfeld des Studiums derart »bildungspolitisch ausgebremst«, gleichzeitig durch Familie, Vertreter der Kirche sowie durch musisch-philosophische Anleitung aus dem Freundes- und Bekanntenkreis an die *artes liberales* herangeführt, flog ich dem Studium entgegen wie ein Pfeil aus dem Köcher des Eros. Am ersten Studientag bin ich gegen vier Uhr aufgewacht und – da ich nicht mehr einschlafen konnte – schließlich zum Leipziger Hauptbahnhof gelaufen, um dort zu frühstücken. Ich empfand es als ein kaum zu fassendes Privileg, dass ich in dieser wunderbaren Stadt für ein paar Jahre nichts anderes zu tun brauchte, als täglich etwas Neues dazuzulernen, und dass die vielen Menschen um mich herum (einschließlich der nicht anwesenden Kirchensteuerzahler, die eine Institution wie das Theologische Seminar letztlich finanzierten) mir das ermöglichten, ohne mich zu kennen.

Diese Umstandsbedingungen eines solchen Studienstarts muss man wohl mit in Rechnung stellen, wenn man verstehen will, welche biographische Bedeutung allein schon der Beginn des Studiums am Theologischen Seminar für viele Studierende gewinnen konnte.

Auf einer »Insel im roten Meer« – Zum unausweichlichen Existenzbezug des Studiums am Theologischen Seminar

Dass sich der Eros, das Studium, der Eifer bei den meisten Studierenden (wenn auch in unterschiedlicher Gestalt) über den Studienbeginn hinaus gehalten hat, dürfte mit dem unausweichlichen Existenzbezug des Studiums am Seminar zusammengehangen haben. Wir befanden uns auf einer »Insel im roten Meer« (Wolf Krötke)[23] – und jedem von uns war bewusst, eines Tages da wieder herunter zu müssen, um in dem von allerlei Extraschwierigkeiten behafteten Alltag eines Pfarrers in der DDR zu bestehen. Es ging in gewissem Sinne auch ums Überleben – und um die Frage, mit welcher Theolo-

23 Vgl. das Nachwort dieses Buches, in dem ausführlich auf den Vortrag von WOLF KRÖTKE eingegangen wird (Anm. d. Herausgeber).

gie wir unseren Mann, unsere Frau stehen würden. Dies von beiden Seiten (von den Dozenten ebenso wie von den Studierenden) mit einiger Selbstverständlichkeit ansprechen zu können, gehörte zu den unausgesprochenen Grundsätzen der gemeinsamen Arbeit. In den Predigten des Homiletischen Seminars zeigte sich zum Beispiel das daran, dass es – nun komme ich doch ohne einen Komperativ nicht aus – häufiger als in entsprechenden Veranstaltungen heute »um etwas ging«, dass »etwas riskiert« wurde, dass »etwas auf dem Spiel stand«, dass man entschlossener bis an die Grenze des Sagbaren ging.

Karl-Heinrich Bieritz, von 1972–1986 Praktischer Theologe am Seminar, wurde jedenfalls nicht müde, die homiletischen Lösungsvorschläge der Studierenden mit der Frage nach dem Realitäts- und Existenzbezug ihrer Predigten zu konfrontieren. Ernst Koch, von

Die Dozenten Dr. Bieritz, Dr. Vogler und Dr. Kühn auf einem Ausflug 1973, dazwischen stud. theol. Christoph Schneider.

Doz. Dr. Ernst Koch (1982).

1976–1992 Philosophie- und Kirchengeschichtsdozent des Seminars, bestand darauf, von den Studierenden persönlich zu hören, was sie an der Philosophie schätzen und wozu sie sie gebrauchen könnten. Wenn auf seine fragenden Impulse (zunächst) niemand antwortete, machte er keine eigenen Vorschläge, sondern hielt das Schweigen aus, bis wir selbst ins Gespräch eintraten. Ulrich Kühn, von 1969–1992 Systematiker am Hause, führte uns in die Argumentationsmuster der Befreiungstheologie ein, um uns (unter anderem) auf eine allzu plumpe Rezeption dieser Positionen in der Befreiungsideologie parteiaffiner Theologen zu sensibilisieren. Auf explizite oder implizite Art und Weise war unsere Existenz stets im Spiel, und in dem, was wir lernten, lagen theologisches Wissen und Lebenswissen zumindest in einem Maße beieinander, dass der Impuls zu studieren über das Anfangssemester hinaus anhielt.

»Ihr gedachtet es böse zu machen, doch siehe, Gott gedachte es gut zu machen.« – Diese Bilanz ging mir im Rückblick auf meinen Bildungsweg manches Mal durch den Kopf, wobei mit »ihr« natürlich »die da oben« gemeint waren, deren Mobbing und Schikane in

der Schul- und Lehrzeit man es ja schließlich zu verdanken hatte, kein normales Abitur abgelegt haben zu dürfen. Aber verglichen mit dem, was einen Schüler an einer »Erweiterten Oberschule« erwartete, war das sogenannte »Vorausbildungsprogramm« des Theologischen Seminars nicht nur ideologiefrei (die in Kauf genommene Unterrichtung in Marxismus-Leninismus durch externe Parteilehrer war eine explizite, bewusste Auseinandersetzung mit Ideologie anhand des Originals), sondern wesentlich näher am Curriculum eines klassischen humanistischen Abiturs: Wer nur mit dem Abschluss der Allgemeinbildenden Polytechnischen Oberschule und abgeschlossener Berufsausbildung am Theologische Seminar studieren wollte, dem standen (neben Lehrveranstaltungen in allen theologischen Fächern) vier Semester lang – in z.T. hoher Semesterstundenzahl – Lehrveranstaltungen in Philosophiegeschichte, Literaturgeschichte (jeweils von den Anfängen bis zur Gegenwart), Welt- bzw. Profangeschichte, Musikgeschichte und -theorie, Vorlesungen und Seminare in diversen Naturwissenschaften (z. B. Biochemie), Kunstgeschichte- und -betrachtung, Stilübungen, Sprecherziehung und Sport bevor. Während dieser zwei Jahre schlugen die alten Sprachen Griechisch und Latein mit insgesamt 32 bzw. 22 Semesterwochenstunden zu Buche,

Doz. Dr. Karlheinz Blaschke (1973).

was insgesamt auf durchschnittlich 30,5 Wochenstunden pro Semester hinauslauf. Eine solche umfassende humanistische Ausbildung war an den staatlichen Erweiterten Oberschulen nicht zu bekommen – wie immer man aus heutiger Sicht die Konzentration auf das genannte Wissensspektrum beurteilen mag.

In diesen nicht-theologischen Lehrveranstaltungen gehörte – auch bei Vorlesungen – die Unterbrechung durch Rückfragen und »Diskurse am Rande« selbstverständlich dazu. Dafür zwei Beispiele:

Karlheinz Blaschke, der sich in der Welt- und Kirchengeschichte wie in seiner Westentasche auskannte, führte uns von Epoche zu Epoche, von Ereignis zu Ereignis, immer wieder an die Frage nach der »parallelen Situation«, motivierte zum Wiedererkennen und warnte zugleich vor eilfertigen Analogieschlüssen. Obschon in historischen Deutungsmodellen und -paradigmen bestens zu Hause, legte er größten Wert darauf, Menschen als Individuen in den Blick zu bekommen, die als letztlich nicht voraussehbare, für Außenstehende unberechenbare Größe in den Lauf einer Geschichte eingreifen können. Allein aufgrund der Entscheidung bzw. des Auftretens, Redens und Handelns eines Einzelnen könne, so Blaschke, die Geschichte einen überraschend anderen Gang nehmen als den, den man – im Rückblick auf das Profil geistes- und kulturgeschichtlicher Entwicklungen – hätte erwarten können. Das hörte sich natürlich in einem überkontrollierten Land unter SED-Diktatur, in dem man allzu oft das Gefühl hatte, gegen Windmühlen zu kämpfen und nichts nachhaltig bewegen zu können, in einem Staat, in dem »alles seinen Gang ging«, ermutigend und herausfordernd an.

Nicht minder nahmen mich die Lehrveranstaltungen von Joachim Wiebering in Anspruch, der uns Studierende – bevor er uns umsichtig und problemorientiert durch die Ethik-Werkstätten der Theologie v. a. des 20. Jahrhunderts führte – mit dem Proprium einer Ethik konfrontierte, die bei den »Implikationen des Glaubens« ansetzte. Das bedeutete vor allem, Glauben und Handeln nicht (mehr) als zwei Spezialthemen der Theologie begreifen zu können, sondern die Notwendigkeit stimmigen Handelns als unausweichliche Kehrseite des Glaubens anzuerkennen. Das setzt u. a. voraus, sich in sei-

Doz. Dr. Joachim Wiebering (1977).

nem eigenen Glauben auch *als einem Argumentationsfeld* auszukennen. »Die Begründung für mein Handeln muss ich anderen verständlich machen können, selbst wenn sie dieses Handeln missbilligen. Bei solcher Begründung sind Zusammenhänge zu nennen, Folgen zu erörtern, Bedenken zu erläutern – kurz gesagt: Es geht um Argumentation, nicht um Bekehrung der anderen zum eigenen Standpunkt. Das ist das Feld der theologischen Ethik«.[24] Wiebering forderte zu dieser Argumentation heraus, indem er uns dazu provozierte, die ethischen Implikationen *unseres* Glaubens im Kontext der Fragen nach Glück, Lebenssinn, Humanität, Gewissen (und anderen Themen) zu artikulieren und zu diskutieren. Wenn er prüfte, besprach er mit jedem Einzelnen – interessenbezogen – die weiterführende Lektüre zu den entsprechenden Themen, wobei Texte im Vordergrund standen, die den unausweichlichen Existenzbezug des Glaubens als Haltung und Handlungsdimension vertieften. So wurde ich z. B. anhand eines Buches von Eivind Berggrav (Der Staat und der Mensch, Hamburg 1946) damit vertraut gemacht, dass Luthers Zwei-Regimente-Lehre keines-

24 Joachim Wiebering, Handeln aus Glauben. Grundriss der theologischen Ethik, Berlin 1981, 40.

wegs auf die Nicht-Einmischung der Kirche in die Machtstrukturen von Regierungsorganisationen hinauslaufe; wenn Gott über beiden Regimenten steht, muss der, der Gottes Wort ausrichtet, es in beide Richtungen sagen. Mehr noch: Christen können sich der entschlossenen Auseinandersetzung um Wahrheit und Freiheit nicht entziehen, die Mittel in diesem Streit beschränken sich aber auf das Wort und auf das Leiden. Man musste nicht besonders gelitten haben, um bei diesen Thesen unwillkürlich an Erfahrungen aus der Schul- und Lehrzeit oder an den Dienst als Bausoldat erinnert zu werden – und mit Fortsetzungen dieser Erfahrungen als Pfarrer in der DDR zu rechnen.

Vor der Fahrt übers Meer: Herausforderungen verstehen – oder: Lieber »Stimmbruch« statt »Schiffbruch« erleiden

Die erste Stunde des 1. Semesters – Latein I – hielt eine Schlüsselerfahrung für mich bereit, die sich durch alle Semester hindurch in verschiedenen Facetten und mit unterschiedlicher Intensität mehrfach wiederholt hat. Eberhard Fischer, Dozent für Latein und Griechisch, ließ uns den ersten Satz unseres Lateinisch-Lehrbuchs lesen und richtete die Frage an mich: »Was ist in dem Satz ›Populus Romanus est populus Italicus‹ das Satzglied ›est populus Italicus‹, Herr Engemann?« Ich wusste es nicht, obwohl ich immer geglaubt hatte, im Deutschen fit zu sein. Die Moral von der Geschichte bzw. »Lektion Nr. 1«: Allzu sicher geglaubtes Wissen ist oft nur Ausdruck des fehlenden Blicks für den größeren Zusammenhang.

Diese kleine Erschütterung selbst, diese episodische Erfahrung der eigenen Unsicherheit, hinterließ keine weiteren Spuren, aber sie war der Auftakt zu viel weitreichenderen Irritationen, zu überraschenden Erkenntnissen und unvermeidlichen, korrigierenden Einsichten, die das Eben-noch-zu-wissen-Geglaubte in ein fragwürdiges Licht stellten. Ein Theologiestudium ist natürlich in bestimmter Hinsicht überhaupt darauf angelegt, vor dem Studium gesicherte »Glaubensauffassungen« zu hinterfragen, ein bestimmtes Gottesbild mit anderen Gottesvorstellungen zu konfrontieren und dabei auch

Frömmigkeitskonzepte zur Disposition zu stellen. Die Gegenstände der Theologie lassen sich kaum bearbeiten, ohne dabei immer auch auf die Glaubenskultur der Studierenden, mithin auf Elemente ihrer Identität Einfluss zu nehmen, so dass – wer Theologie studiert – früher oder später in den theologischen Stimmbruch gerät. Dieser »Stimmbruch« ist zugleich ein Indiz dafür, dass auch die eigene Identität sich (wieder einmal, mehr oder weniger stark) zu verändern beginnt.

Wer diese Erfahrung als Theologiestudent nicht einmal ansatzweise kennengelernt hat, steht m. E. in der Gefahr, die Probleme, vor die eine Fahrt übers Meer stellt, nicht an sich herangelassen zu haben. Insbesondere das Problem des bis zu einem gewissen Grade »Auf-Sich-Selbst-Gestellt-Seins« beim Navigieren setzt voraus, genau zu wissen, wohin man will (möglichst auch: aus welchen Gründen) – und vor welchen Herausforderungen man dabei steht. Ohne eine *zeitgenössische, angeeignete, reformulierte, assimilierte* Theologie kommt man nicht übers Meer. Es hängt dementsprechend viel davon ab, wie an einer theologischen Hochschule mit dem Phänomen des »Stimmbruchs« umgegangen wird, ob es Räume gibt, wo man ihn artikulieren kann, Orte, an denen das Sich-Überschlagen und Krächzen der Stimmen, im Klartext: das laute Denken im Beisein von Lehrenden und Studierenden, zum guten Ton gehört.

Das Theologische Seminar Leipzig war für diesen Prozess ein idealer Ort. Das drückte sich nicht nur darin aus, dass an dieser Hochschule die Stelle eines Studentenseelsorgers geschaffen worden war, der eigens für die Begleitung der Seminaristen zur Verfügung stand und gerade auch im Blick auf die diversen »Stimmbrüche« in Anspruch genommen wurde. Auch die selbstverständliche Verknüpfung theologischer Arbeit mit verschiedenen Formen spirituellen Lebens erwies sich als wichtiger, unterschwelliger Impuls für eine offene Haltung gegenüber je anderen, eigene Vorstellungen ergänzenden Akzentuierungen von Theologie und Frömmigkeit. So wurden z. B. die Mittagsandachten von verschiedenen Gruppen vorbereitet, die bald an liturgischen Formen interessiert waren (Agape-Mahl), bald einen künstlerischen Zugang zur Kommunikation des Evange-

liums wählten, bald – politisch ambitioniert – den Anwesenden ins Gewissen redeten, bald klassische Andachten vorbereiteten oder zur Meditation anleiteten. Angesichts der oben angesprochenen Fähigkeit der Mehrzahl der Dozenten, beim Theologietreiben die existentielle Dimension dieser Disziplin gleichsam schon am Entstehungsort im Blick zu haben (statt den Existenzbezug der Theologie bloß als einen »Anwendungsfall« zu verstehen), hat es nur wenige Studierende gegeben, die es geschafft zu haben schienen, ohne »Stimmbruch« durchzukommen. Sie konnten nach dem Studium in der gleichen Tonlage die gleichen Lieder singen wie zuvor. Ein Erfolg der besonderen Art – ein *exitus dubius* jedenfalls.

Dem Theologischen Seminar Leipzig und seinen Dozentinnen und Dozenten verdanke ich wohl mehr, als mir bewusst ist, mehr jedenfalls, als mit diesen wenigen Schlaglichtern in den Blick genommen werden kann. Dass nicht jede Stunde und jeder Tag als Erfolg verbucht werden konnte, und dass nicht jeder Dozent sich so, wie oben beschrieben, in Anspruch nehmen ließ (und uns in Anspruch nahm), versteht sich von selbst. Die daraus resultierenden Erfahrungen wurden auf den jährlichen Sommerfesten zur allgemeinen Erheiterung in diversen Kabarett-Stücken frank und frei verwertet – aber davon ist an anderer Stelle zu reden.